Haus und Welt

Manchmal erklingen hör' ich's leise

So wild im Sturm die Lebensreise
Hinflutet sonder Ruh' und Rast.
Manchmal erklingen hör' ich's leise:
Du hast mich nie im Ernst gehaßt.

Die Menschen nur so klug und weise,
Sie löschen gern, was heilig brennt,
Manchmal erklingen hör' ich's leise,
Wir sind von Fremden nur getrennt.

Und trägt ein Traum im Sonnengleise
Die Seele hoch, von Gram betrübt,
Manchmal erklingen hör' ich's leise:
Du hast mich dennoch still geliebt.

Abend am Seineufer

Langsam, nur schwach gluckſende Laute stohnend, schieben sich die schwarzen Wasser der Seine zwischen den hohen Steindämmen westwärts. Eine Lichtallee gelber und roter Lampen glimmt wie Fackellicht bei einem Gartenfest rechts und links über den Quais. Hier und da ist eine ganze Brücke in Licht getaucht. Man sieht den abendlichen Wassernebel unter den Gewölbebogen Schleier ziehen. Auf dem schwarzen Wasserspiegel zuckt der Widerschein. Rote und gelbe Tupfen, breite, langgezogene Lichtbänder, die da unaufhörlich magisch tief in dem dunklen Gewoge flattern. Ueber allem wölbt sich der Himmel allwissend und still, mit seinem fahlen, mildfließenden Mondlicht. Da und dort verhüllen ihn weißgraue Wolkenwände. Mit unendlicher Ruhe, unendlicher Hoheit wandern sie unter dem tiefen Schwarzblau hin.

Das Getriebe der Millionenstadt bricht sich an den steinernen Quais und verstummt bewundernd vor dem Zauber der abendlichen Seine. Die Autohupen verhallen dumpf wie von fern. Es ist eine unheimliche, fast beängstigende, lastende Stille.

Staunend schreitet man über den Pont Alexander III., der wohl schönsten der zahllosen Seinebrücken, die mit ihren weiten Armen tief in die beiden Riesenstadtteile greifen. Verdunkelt und im dämmernden Abend nebelhaft verschwommen sind der Invalidendom und die stolzen Bauwerke des Grand Palais und Petit Palais, die hier den Eingang zu den Champs Elisees flankieren. Unheimlich lautlos huschen zwei, drei Autos über die dunkle, spiegelglatte Asphaltfläche hin. Ihre Lichter tasten wie unsichere Augen über die Brückenwölbung; eine mattrote Lampe am Auspuff glotzt verschlafen nach hinten. Es ist unheimlich still auf dieser sonst so ruhelosen Seinebrücke.

Und ganz in der Nähe ragt die graue Riesensilhouette des Eiffelturmes aus den schwarzen, klumpigen Häusermassen. Das wuchtige gewaltige Eisengestänge, das Tausende am Tage bewundern, unendlich schlank und fein.

Da schießen Lichtfontänen in ihm hoch. Sie wachsen höher und höher. Lichtkreise formen sich, Lichtfunken sprühen. Ein magisch bezauberndes Spiel von Licht und Feuerregen. Eine Sekunde ist es verschwunden. Dann blinkt es aufs neue als riesenhafte Autoreklame. Von der Spitze herab gleiten die Buchstaben, einer nach dem anderen, bis sie sich zu einem riesigen Worte formen und wieder wandelt sich dann alles. Diesmal in die sprühende, blauweiß schimmernde Sterntupfen, dann in feine, unendlich dünne, regendünne Lichtschlangen, die sich auf und ab durch das Eisengestänge zu winden scheinen. Und wieder ist dann alles dunkel. Sekunden verrauschen. Wieder zeichnet dann ein rotgelbes, zart fließendes Licht die Schattenrisse des Turmes vom nächtlich dunklen Hintergrund ab. Dann ist aufs neue alles verschwunden, Sekunden alles voll dunkel gespannter Erwartung. Und immer wieder schießen neue Lichtfontänen auf, neue Sterne blinken durch das Gestänge, neue Lichtschlangen winden sich auf und ab und auf — ein ewig junges, bezauberndes Spiel. Es scheint sinnlos, dies Spiel von Fontänen, Sternen, Schlangen und Autoreklame. Und dennoch zieht es immer von neuem wieder das bewundernde Auge an, hält es gebannt und gefangen und bezaubert.

Dann naht man dem Place de la Concorde. Während die Seineufer auch hier schlafen, herrscht auf dem weiten Quadrat wogendes Leben wie am Tage. Tausend Lampen blinken wie tausend Lampions. In gelb gleißendes Licht getaucht schlafen der Obelisk und die beiden Kolonnadenpaläste, zwischen denen die umdunkelten schönen Umrisse der Madeleine auftauchen. Rechts und links spielt das Grün des Champs Elisees und der Tuilerien hinein, das durch die Wunder der Beleuchtung unendlich zart und jung erscheint. Kreuz und quer jagen hier fort und fort die Autos. Wie Raubtiernüstern funkeln ihre Lampenpaare, die in nervöser Hast über die weite Fläche tastend näher kommen. Dann wieder sieht man nur hinten die mattroten Wagenlampen; wie schwirrende Leuchtkäfer in einer schwülen Sommernacht entschwinden sie dem Auge.

Wieder ist dann alles still, sobald man die Seineufer wiedergewonnen und in dem Schatten uralter Bäume an den dunklen Kästen der Pariser Trödler weiterwandert.

Am stillsten ist es hinter dem Pont des Arts und den dunklen Massen des Louvre, dort, wo die Seine sich spaltet und um den Palais de Justice mit seinen gewaltig dräuenden Rundtürmen, den schönsten Zierden der Seineufer, spielt. Dort liegt Notre Dame, das Wunder der Isle de la Citee, ganz unberührt von dem lichten Zauber der Abendbeleuchtung. Das Lichtquadrat über dem spiegelglatten weiten Platz vor ihr dringt nicht bis zu den feinnerwigen Fialen und Spitzbogen oder dem wundersamen Wechselspiel des weißen und schwarzgrauen Gesteines vor. Hinter einem Dunstschleier ragt die hoheitsvolle, stolze Fassade, so wie sie Monet in seinen Bildern immer wieder gab. Die feinen Schattierungen, die am Tage herrliche Ueberraschungen ahnen lassen, haben ihre Wunder verhüllt. Die Legenden der Fensterrosen schlafen. Die Türme, die am Tage zu einer nie endenden Menge von Bewunderern sprechen, schweigen. Und die tausend Gespensterfiguren, Zwerge und Teufel der obersten Balustrade, die am Tage grinsende Hohngesichter schneiden, glotzen müde und dunkel zusammengekauert. Nur das gurgelnde Wasser, das die Fundamente des Wunderdomes umspült, lauscht dem geheimnisvollen abendlichen Klingen seiner Rhythmen. Ein Bild von majestätischer Ruhe, Hoheit und reiner Stille, dem der enge, düstere Hintergrund der alten Citee den malerischen Resonanzboden leiht. Stunde um Stunde kann man an diesen Seineufern pilgern. Man wird nicht müde, ihre Wunder zu schauen. Kein Laut stört den Reigen der Architektur, des Lichtes und der Wellen. Der Mond malt Gold in die blaugraue Mantelpracht des Firmamentes. Nebelschleier flattern über dem Wasser und unter den schwarzen Brückenbogen. Die tausend Lampen darüber werfen lebendig bewegte Trikoloren in die schwärzer und schwärzer sich färbende Flut. Magische Lampenalleen glimmen. Plötzlich fassen seltsame Lichtarme in den dunklen, wolkenbezogenen Himmel. Ganz tief und fern, dort, wo die Lichterallee auf den Brücken enger und enger wird, steigen sie auf, wachsen riesenhaft über den ganzen Himmel hin und tosten in dem Gewölk, das sie taghell erleuchten. Umsonst suchen sie in das dunkle Unheimliche zurückzufallen. Wie von Riesenungeheuern, so sind sie von den strahlenden Lichtarmen gefaßt, hierhin gezerrt, dorthin gestellt — als ob man dort oben mit Lichtkugeln Billard spielte.

Manchmal rattert ein dumpfer Knall über den Wasserspiegel hin. Jedesmal, wenn gerade eine Lichtkugel wie grell weißer Schaum aufgegischtet war. Sekunden ist dann der ganze Himmel in weiß gebadet, dann in rot wie in Purpur getaucht, dann sinkt er über violett in sein früheres Dunkel zurück.

Aber dann hört man hoch in der Luft ein freudig heranbrausendes, sich überstürzendes Rattern. Ein Flieger kehrt heim und tummelt sich wie ein Tier.

Aber schließlich sinkt sein Rattern in Unendlichkeit zurück. Wieder sind es nur die gelben und roten Lampen, die magisch über den Quais blinken und in das Wellengekräusel der Seine ihre bewegten Tupfen werfen — eine bunte flimmernde, bezaubernde Lampenallee über den schlafenden Wellen.

Aus den Tiefen des Weltalls

Von Dr. Adolf Marcuse,
Professor an der Universität Berlin.

Erst in den letzten Jahren gelang es der astronomischen Forschung, die Fixstern=Welt in den ungeheuren Fernen des Himmelsraumes zu erschließen. Ueber die Ergebnisse dieser neuesten Himmelsforschungen gibt ein interessantes Buch des norwegischen Geophysikers Prof. Störmer Aufschluß. An dieses, den Makro- und Mikrokosmos zugleich ebenso packend wie populär behandelnde Werk knüpfen, allerdings in ganz loser Form, die folgenden astronomischen Darlegungen an.

Von der Welt der Fixsterne außerhalb unseres Sonnensystems, von ihrer gewaltigen Ausdehnung und den riesigen Dimensionen ihrer einzelnen Sonnen weiß die Allgemeinheit eigentlich nur wenig. Kaum mehr, als daß unsere Sonne im Vergleich zu anderen Fixsternsonnen sehr klein und unsere Erde kaum größer als ein ganz winziges Staubkorn ist.

Wir wollen uns ein greifbares Bild von der Ausdehnung des uns bisher mit den größten Fernrohren zugänglichen Himmelsraumes verschaffen. Um von diesem scheinbar unendlichen Raume überhaupt nur eine faßbare Vorstellung zu gewinnen, müssen wir als Maßstab das sogenannte Lichtjahr zugrunde legen, d. h. scheinbar paradox definiert denjenigen Raum, den das Licht mit seiner Sekundengeschwindigkeit von 300 000 Kilometern in einem Jahr zurücklegt, also rund 9¼ Billionen Kilometer. Wollten wir in unserer Vorstellung mit dieser Lichtgeschwindigkeit den uns umgebenden Himmelsraum durcheilen, so würden wir zum Monde in etwas über einer Sekunde, zur Sonne in rund acht Minuten und zum bisher äußersten Planeten unseres Sonnensystems Neptun in etwa 4 Stunden gelangen.

Verlassen wir jetzt unser Planetensystem, so brauchen wir bis zu dem uns nächsten Fixstern Canopus am südlichen Himmel 4⅓ Jahre, bis zum Sirius 9 und bis zum hellen Leierstern Vega 5 Jahre. Die Sterne des Großen Bären könnten wir in etwa 70 Jahren, die Plejaden in 300 Jahren und die unzähligen Sterne der Milchstraße erst in mindestens 15 000 Jahren erreichen. Aber auch sehr weit jenseits dieses großen Weltennebels, in dessen Ebene unser Sonnensystem sich bewegt, liegen noch zahllose Sternhaufen und Sternenwelten, die von uns über 100 000 Lichtjahre abstehen. Der bisher am weitesten entfernte Sternhaufen erreicht sogar eine Distanz von einer viertel Million Lichtjahren von der Erde, also 250 000 mal 9¼ Billionen Kilometer. Beim Ueberdenken solcher überwältigend großer Dimensionen des der Beobachtung bisher zugänglichen Universums darf man nicht vergessen, daß auch die Größenverhältnisse einzelner Fixsternsonnen im Vergleich zu den Dimensionen unserer Sonne, die schon hundertmal so groß ist wie die Erde, ganz gewaltige sind. So ist z. B. der Riesenstern Beteigeuze im Orion, dessen Durchmesser=Bestimmung neuerdings gelang, etwa 300 mal so groß wie unsere Sonne. Dächte man sich daher jene Fixsternsonne an Stelle unseres Tagesgestirns im Planetensystem stehen, so würde ein solcher Zentralkörper mit seiner Oberfläche allein schon bis zur Marsbahn reichen.

Wie winzig ist der Planet Erde, der uns Menschen so groß dünkt, im Vergleich zu solchen Riesenkugeln, die über andere fernste Weltsysteme herrschen. Aber auch die Erde nötigt uns, wenn wir an ihr Alter und ihre Entwicklung denken, hohen Respekt ab vor den ungeheuren Zeiten, die dafür verflossen sind. Nach neuesten geophysikalischen Forschungen ist es nämlich ziemlich sicher, daß unsere Erde mindestens 1700 Millionen Jahre alt sein muß. Wie winzig kurz erscheint daher unsere sogenannte „Weltgeschichte“ mit ihren etwa 5000 Jahren im Vergleich zu jenen beinahe 2000 Millionen Jahren einer geologischen Erdgeschichte.

Mit noch viel größeren Zahlen muß man schließlich rechnen, wenn man die Entwicklung und Lebensdauer unserer Sonne und der anderen Fixsternsonnen im Weltenraume betrachtet. Dabei soll man aber nicht vergessen, daß es auch im Universum ein Werden und Vergehen gibt, allerdings in unendlich viel größeren Zeiträumen als dies im Menschen- und Völkerleben geschieht.

Die Holland-Tube

Der Tunnel unter dem Hudson.

Der neue Tunnel unter dem Hudson, die Holland=Tube genannt, hat seine Probe bestanden. Die Brücke über den Hudson, die Neuyork Manhattan=Insel mit Jersey=City verbindet, konnte seit langem den Verkehr nicht mehr bewältigen. Vor allem der Strom der Automobile brandete heran, ohne die nötigen Abflußmöglichkeiten finden zu können. Alle Arten von Hilfsfähren waren eingerichtet worden, aber diese Ersatzmittel vermochten das Uebel nicht zu lindern. Man beriet lange hin und her, ob man eine neue gewaltige Brücke über den Hudson oder einen Tunnel bauen sollte. Angesichts der Gefahr der Störung des Schiffsverkehrs durch eine neue Brücke entschied man sich für das Riesenprojekt eines neuen Tunnels. Der Hudson ist auf dieser Strecke seines Laufes bis zu zwei Kilometer breit, so daß der neue Tunnel eine Länge von 3 Kilometer erhalten hat. Zwei gewaltige Röhren sind es, die, auf dem Grunde des Hudsons liegend, als Autostraßen dienen. Die eigentliche Röhre für den Fahrtunnel besitzt stets noch einen Unterbau, in dem das sich ansammelnde Grundwasser aufgefangen wird. Gewaltige Pumpwerke sorgen dafür, daß dieses Grundwasser stets auf dem normalen Stand gehalten wird. Auf diesem Unterbau ruhen dann die beiden Röhren mit den Fahrstraßen. Sie sind lediglich für den Autoverkehr bestimmt, und zwar die eine Röhre für den Verkehr in Ost=West=Richtung, die andere für den Gegenverkehr. Der Fahrdamm ist so breit, daß bequem acht Automobile nebeneinander herfahren können. Jede Fahrstraße ist noch einmal geteilt, und zwar so, daß die rechte Seite den Lastwagen vorbehalten bleibt, während die linke für die schnelleren Personenwagen bestimmt ist. An der linken Seite zieht sich ein schmaler erhöhter Gang hin, der durch ein Geländer von der Fahrstraße abgeteilt ist. An diesem Gang liegen in gewissen Abständen Telephone und Meldeapparate, sowie Feuerlöschgeräte und Rettungswerkzeuge und auch einzelne kleine Reparaturwerkstätten, die bei Pannen und Autounfällen sofort in Aktion treten können. Die Beleuchtung des Tunnels erfolgt durch zerstreutes Licht, so daß ein Blenden vollkommen vermieden wird und gleichmäßige Helle in dem ganzen Tunnel herrscht. Der ganze Tunnelapparat wird von einem Verwaltungsgebäude aus geleitet, das sich am Manhattan=Ende des Tunnels befindet. Auf einer gewaltigen Schalt- und Signaltafel registriert der Tunnel selbständig alle Vorgänge, die sich in ihm abspielen. Versagt eine Lampe, so erscheint ein entsprechendes Signal auf der Schalttafel, und der überwachende Ingenieur hat nur nötig, durch eine Umschaltung den Fehler zu beseitigen. Das Grundwasser zeigt ihm selbständig seinen Stand an, damit er mit einem Hebeldruck die notwendige Anzahl Pumpen in Bewegung setzen kann. Auf eine Unfallmeldung hin genügt ein Druck auf einen Knopf, um das Hilfsauto zur Unfallstelle zu dirigieren, kurzum, alle Wunder der Technik sind in diesem Tunnel vereinigt.

Das schwierigste Problem war die Entlüftung des Tunnels. Man hatte berechnet, daß die 4000 Autos, die täglich den Tunnel passieren würden, in ganz kurzer Zeit die Luft so mit geruchlosem Kohlenoxydgas erfüllen würden, daß der Tunnel dabei völlig unbrauchbar würde. Das Kohlenoxydgas ist schwerer als Luft, geruchlos und außerordentlich giftig. Für Menschen wirkt es schon nach kürzerer Zeit unbedingt tödlich. Wissenschaftliche Berechnungen wurden angestellt, um genau die Menge festzustellen, die sich an Kohlenoxydgasen im Tunnel ansammeln mußte. Um diese Mengen aus dem Tunnel herauszublasen, war nach den Berechnungen der Physiker ein Luftstrom von 125 Kilometer Stundengeschwindigkeit notwendig. Diesen Tornado konnte man selbstverständlich nicht auf die Automobile loslassen. Die Ventilation mußte in einem getrennten Raum vorgenommen werden. Man baute deshalb in den oberen Teil des Tunnels einen horizontal liegenden Luftschacht ein. Dieser Luftschacht war mit zahlreichen Verbindungsschächten mit dem eigentlichen Tunnel verbunden. Durch den großen Luftschacht braust nun ein ununterbrochener gewaltiger Sturm. Riesige Ventilatoren, die von 6000=PS=Motoren angetrieben werden, machen aus diesem Luftkanal einen Windkanal, wie wir ihn ähnlich bei den Versuchen unserer Luftfahrinstitute kennen. Dieser Luftstrom nun saugt durch die senkrechten Kanäle vom Boden des Tunnels her die Oxydgase ab und erneuert so ständig die Luft. Genaue Meßinstrumente, die überall in dem Tunnel verteilt sind, zeigen auf der großen Schalttafel an, wie groß der Oxydgasgehalt im Tunnel ist. Ueberisteigt dieser Gehalt das vorhandene normale Maß, was nur möglich ist, wenn etwa einer der Ventilatoren seine Tätigkeit einstellt, so ist der leitende Ingenieur in der Lage, sofort einen Reserveventilator in Gang zu setzen, der den Tornado verstärkt und so für die sofortige Entlüftung des Tunnels und die Verminderung des Gehaltes an Kohlenoxydgas sorgt. Dieses gewaltige Tunnelwerk stellt zur Zeit den größten Tunnel dar, den die Welt kennt.

Gespräch zweier Welten

Von Friedrich Raff.

Es läutete zur ersten Mahlzeit an Bord des komfortabelsten Ozeanriesen auf der Fahrt nach den Staaten. Der Kapitän hatte geglaubt, dem Trustfürsten Dittmar und dem Schauspieler „Paule", wie ihn der Ruhm nannte, eine freudige Ehre zu erweisen, wenn er beide Auge in Auge an der Tafel placierte.

Dittmar hatte es so spät erfahren, daß er keine Aenderung mehr wünschen konnte, ohne einen Skandal hervorzurufen. Es war ihm denkbar unangenehm. Er hatte über Paule natürlich schon Tränen gelacht und beinahe auch geweint, obwohl Rührung nicht zu seinen stärksten Seiten zählte. Er wußte auch, daß Paule pro Abend etwa fünftausend Mark erhielt, aber immerhin pro Abend und für ein persönliches Auftreten, ohne die Möglichkeit, einen Vertreter zu schicken. Zwar: dieser Paule sollte Autos, Rennpferde, Weiber halten. Trotzdem: er, Dittmar, würde sich mit einem Menschen unterhalten müssen, den er sich für vierzig Mark angesehen hatte, der für ihn zu bestimmter Stunde lachte, Grimassen schnitt, der ihn kitzelte und zum Lachen reizte. Für vierzig Mark! Gewiß berechnete der Kaufmann, diese vierzig Mark waren nur ein kleiner Prozentsatz des Lachhonorars. Paule übte keineswegs für ihn allein Mimik aus, sondern zu fünftausend Mark für alle. Aber durch etwa zwölfhundert Zuhörer gerechnet, arbeitete Paule auf den Kopf noch billiger, ungefähr a vier Mark zwanzig Pfennig.

Bei Tisch begrüßten sich die beiden Herrscher zuerst durchaus korrekt und förmlich. Dittmar bemerkte ein wenig erstaunt, daß er diesen mit etwas kränklicher Zurückhaltung auftretenden Herrn der so gar nichts von Brettern und Brettl an sich hatte, niemals für einen Clown oder Tragöden, wie die Fachausdrücke lauten, gehalten hätte. Paule markierte durchaus den Rennstallbesitzer, der seine Farben und den bürgerlichen Namen Paul Roteck zum Siege führte. Dittmar wurde irgendwie unruhig bei dem Gedanken, daß Paule und der Stall Roteck ein und dasselbe seien. Er, der Trustfürst, hatte erst jüngst beim Setzen auf Attilla wesentliche Summen gewonnen. Attila war ein Favorit Rotecks, also gab dieser Paule ihm, dem Krösus, zu verdienen. Unangenehm für einen Dittmar, dies auszudenken.

Nach Tisch wurde es den beiden unmöglich, einem Gespräch auszuweichen. Paule wußte, daß Dittmar in Geschäften hinüberfuhr. Es ging um die große Anleihe einer ausländischen Staatengruppe, um einen Raubzug, der dem Bankenkonsortium so wichtig war, daß Dittmar sich selbst hinüberbemühte.

Ebenso kannte der Trustfürst die Gründe der Ueberfahrt Paules, Gastspieltournee, persönliches Auftreten. Unbehagen schuf dieser Gedanke: persönliche Produktion von Tränen, persönliche Erzeugung von Kasperletheater, nichts als Schminke, Maske, Appetit auf Applaus. Warum ließ er das eigentlich nicht, dieser Herr Roteck, wenn er nun doch schon Geld hatte. Ihm wäre es widerlich, in den Zeitungen Paule genannt zu werden. Gewiß, der Reichtum Whitemakers, mit dem er verhandeln müßte, sollte väterlicherseits aus dem Sklavenhandel stammen, aber das war einmal gewesen und jetzt vergessen. Dieser gepflegte Mensch Roteck aber trieb noch sein Gewerbe, war glattrasiert, nicht nur aus freiem Willen, sondern aus Berufszwang. Warum hing der Kerl das nicht längst an den Nagel?

Paules kluge Augen zeichneten inzwischen den Kopf Dittmars, lasen ihn ab, notierten die Wucherzüge um den Mund, die Phantasielosigkeit der Lippen, die harte Intelligenz der Stirne, die mitleidslose Größe der Ohren, mit der kleinen Neigung zum Verbrechen. Ein Mann, der schon über Leichen gegangen war, konstatierte Paule.

Beide sprachen nun täglich miteinander. Vom Wetter, von Pferden, von Weibern, Schiffspreisen, von Schnäpsen, Krankheiten, Arzthonoraren und Jockeis, von allem Neutralen und Uneigentlichen, nie von dem, was nur sie selbst, sondern alle berührte. Sie sprachen so gleichgültig miteinander, daß das Gegeneinander nicht hörbar wurde. Am letzten Tage erwähnte ihr Gespräch die Fortschritte der Erfindung, Telephonunterredungen zwischen Hollywood und Berlin, Raketenauto und Mondfahrtaussichten. Und hier flocht Paule ein, ohne daß seine leise, immer etwas gekränkte Stimme eine Absicht verriet:

„Die Planeten mögen miteinander drahtlos verkehren, aber es wird Welten geben, zwischen denen nie, auch nicht in fünfzigtausend Jahren, eine Verständigung zustandekommt."

Dittmar schwieg zuerst, dann parierte er:

„Sie meinen Menschen?"

Paule nagte an seiner Lippe, wandte müde den Kopf ein wenig zur Reeling und meinte, als ob er die Frage überhört hätte:

„Ich glaube kaum, daß der Wind umschlägt."

Amerikanische Mädchen

Es gibt dreierlei Typen:

Das Manhattan Girl (die Neuyorkerin). Hinter der Maske des Blasiertseins ist sie auf Vergnügen erzicht; elegante Schlankheit zieht sie künstlich mit Fasten und Kautschuk.

Das Middlewestern Girl: Naiv und recht wißbegierig, gesund an Leib und Seele, läßt sie sich von Regen und Sonne, Sturm und Leben lachend beizen. Wenn es gilt, den Preis der Universität für „Fröhlichkeit, Festigkeit und Treue" zu bekommen, dann ist das Middlewestern Girl obenauf.

Das Western Girl, aus Kalifornien, Tacoma, Seattle. Sie ist die schönste von den dreien. Zartgesichtig, schlankhüftig und doch voll Kraft, schäumende Lebensfreude, gebändigt im Rahmen einer prachtvollen, souveränen Gelassenheit; naturnahe wie eine Nymphe, instinktsicher wie eine Barbarin, raffiniert wie Kleopatra, weltweise wie Pythia — ist sie das Bild der zu Schönheit, Gesundheit und Verstand hochgezüchteten Amerikanerin. Herrin durch und durch. Als Weib das modernste, das es gibt, aber fast antik die Seligkeit, mit der sie sich im lebendigen Dasein und in der großzügigen Natur ihrer Heimat geborgen fühlt.

Diese drei variieren in den Obertönen; die Grundtöne ihres Wesens jedoch sind dieselben, sind „American Girl". Vor ein paar Jahren nannte man sie „Flapper". Federt es nicht auf und ab in dem Wort von ungebrauchten Energien und naseweisen Keckheiten? Die Alten und Aelteren schüttelten über den Flapper den Kopf: Er tanzte, rauchte, flirtete und trank ihnen zu viel. Man schrieb, kommentierte und diskutierte so viel über den Flapper, regte sich über seine Exzesse in Presse, Literatur und Wohnzimmer so sehr auf, daß er, als Folge davon, nur desto fröhlicher über die Stränge hieb. Aber nichts ist so wandelbar als öffentliche Anteilnahme. Und sie hat den Flapper fallen lassen, hat statt seiner die verheiratete Frau und ihre Probleme in den Brennpunkt ihrer Aufmerksamkeit gerückt. Die Alten und Aelteren haben sich beruhigt, das vorlaute Wort wird Vergangenheit, und der Flapper besinnt sich ein bißchen auf sich selbst.

Trotzdem aber ist und bleibt das American Girl eines der interessantesten, bodenständigsten und besten Produkte Amerikas. Es will nichts Geringeres, als der modernen Frau den Weg weisen, auf dem sie Weib und Kämpfer. Penthesilea und Penelope sein kann und kommt damit der Lösung des Problems der Frau der Zukunft näher — erdnäher und hemmungsloser, wo die Europäerin noch strauchelnd an den Resten der Bürde schleppt, die vergangene Jahrtausende ihr aufgeladen, oder sie mit übertriebenem Eifer und verzerrter Geste über Bord wirft.

Wie sieht, zum Unterschied von der Europäerin, das American Girl eigentlich aus?

Gewiß, man sieht ihrer genug in Europa. Aber in der Fremde kann man sie nicht ganz erkennen. In der Fremde offenbart sie sich nur in einigen erlesenen Exemplaren, die übrigen sind entwurzelt, verwirrt, verschroben. Hier muß man sie sehen: in Amerika, am Heimatboden.

Wäre ich ein Maler, könnte ich der Frage gerechter werden. Da würde ich eine Leinwand voll der verschiedensten Gestalten füllen, nach Art der Künstler des Trecento, die in die Gleichzeitigkeit ihrer Bilder zwingen, was in Himmel und Hölle und auf der Erde vorgeht. Flirtende, schreitende, jazzende, schwebende, chauffierende, tippende, lächelnd hingeworfene, federnd an den Schwung des Golfstocks hingegebene Gestalten. Denn als lebendig und gemalt, sieht sie am besten aus, die Amerikanerin. Irgendwo hat sie es herausbekommen, wie man sich hinschmelzend auf einen Stuhl wirft, ohne daß das Lächerliche dieser unbedingt hölzernen zivilisatorischen Angelegenheit zu aufdringlich würde. „Eine perfekte Sihouettenfigur", hat Jean Patou, der elegante Schneider, von ihr gesagt und sich sofort eine assortierte Sammlung als Mannequins verschrieben.

Wie hingehaucht vom sommerlichen Nachmittagswind, wie Schilf sich wiegend in nicht vorhandenen Hüften; Augen wie Edelsteine, leuchtend klar und grundlos; Nacken, Arme, Wangen von Frische der Apfelblüten, die noch nie eine Mittagssonne ermüdet. Diana, in tief ausgeschnittenem, strahlendem Abendkleid an einer weißen Hemdenbrust mit sachgemäßem Ernst fortrotrend. Jeane d'Arc, die Fünfte Avenue hinunterspazierend, die Hände über den übereinandergeschlagenen Enden des Mantels, der die entzückende Schmalheit ihrer Gestalt klar umreißt. Solch lässigherausfordernde Gebärde vermochte die Amerikanerin zu finden, indem sie die mit der blinden Ahnung der Genialität erfühlte Mode der Renaissance, nach der man die Hände über dem allzusehr betonten Unterleib faltete, kühn in die nonchalanten Linien einer ganz modernen Haltung abbog.

Glaubt ihr nicht an die engelsgleiche Sanftheit, seid auf der Hut vor dem träumerischen Augenaufschlag des Girl dort an der

Kasse! Hinter jener steckt vielleicht ein kleiner Kapitän, der ein Korps von zwanzig und mehr Untergebenen in tadelloser Disziplin und Arbeitsfähigkeit hält, oder eine Hausfrau, die gewohnt ist, wie ein Feldherr ihren Tag einzuteilen; die Klarköpf'g abends tanzen geht, über Reinemachen, Kochen und Waschtag hinüber.

In dem Selbstverständlichen, Freimütigen und Herrinnenhaften ihres Wesens ist jede von ihnen eine kleine Millionenerbin, könnte eine sein, wenn sie auch arm ist wie eine Kirchenmaus. Sie hat so wenig Talent, gedrückt und scheu zu sein, daß sie manchmal allerdings darin zu weit geht. Jeder Situation scheint sie gewachsen; verbittert, zermürbt, verblüfft, zersorgt sein — das kennt sie nicht. Hindernisse arbeitet sie hinweg oder sie springt darüber.

Und wovon sprechen diese jungen Mädchen, die auf die Führung der Mütter lange verzichtet haben, die kühn, den eroberten Haustorschlüssel am Gürtel, Gebiete besetzen, die bisher Reservat der Herren der Schöpfung gewesen. Diese „Bachelor Girls", die die Zumutung, einmal doch zu Hause zu bleiben mit einem hellen Lachen beantworten und mit einem Sprung in ihr Auto.

Ihre Gespräche erstaunen und enttäuschen. Enttäuschen deshalb, weil diese prachtvollen Dinger, die in der Schule gelernt haben, eine gute Rede zu halten, in der Wechselrede flau und flach werden. Sie sind noch zu sehr Elementarwesen, um ihrer selbst so bewußt zu sein, daß sie etwas von dem geben könnten, was sie selbst sind oder was durch ihr Wesen geprägt wurde. Trotz allem Wissen, das sie angehäuft haben mögen, trotz allem Verstand, trotz aller schönen inartikulierten Sehnsucht in ihnen nach weiten Grenzen sind ihre Gespräche langweilig.

Erstaunlich aber sind sie aus einem anderen Grunde. Denn wirklich und wahrhaftig, diese American Girls sprechen von nichts anderem, als wovon die Jahrtausende vor ihnen die jungen Mädchen gesprochen haben; von jungen Leuten und Liebesgeschichten und Heiratsaussichten. Sie sprachen vor allem von Schönheit und — was dasselbe ist — von Verschönerung. Eine Sitzung im Beauty Parlo (Schönheitsinstitut), die so dicht gesät sind, wie Kaffeehäuser am Potsdamer Platz, ist wichtiger als die Genfer Konferenzen. Und wer wagte schließlich zu leugnen, daß sie es ist? Als ein schimmeliger Statistiker stirnrunzelnd ausrechnete, wieviel schönes Geld dem Staat verlorenginge durch die zu vielen Stunden anwachsenden Minuten, die seine Beamtinnen darauf verwenden, sich im Spiegel zu besehen und die Nase zu pudern, da klopfte Onkel Sam dem Nörgler lächelnd auf die Schulter und sagte:

„Die paar Hunderttausende schenke ich Ihnen gern. Sie bringen mir dafür Ehemänner und Kinder. Denn was du auch dazu sagen magst, alter Jim, unsere Jungens wollen ihre Mädels hübsch haben."

Der Palast des Minos

Kulturblüte eines verschollenen Volkes.

Seit der deutsche Archäologe Heinrich Schliemann das alte Troja und die Märchenschätze von Mykene hob, hat die Archäologie einige weitere hochbedeutsame Ausgrabungen hinter sich gebracht. Wir denken dabei genau so an den Orient (ägyptische Königsgräber, Grabungen in Palästina) wie an die fesselnden Ergebnisse der russischen Forschung in der Mongolei und an anderen Orten Asiens. Nunmehr hat auch durch den Engländer Sir Arthur Evans das „Rätsel von Kreta" seine teilweise Aufklärung gefunden — allerdings nur teilweise! Denn von dem vorgeschichtlichen Volk der Minoaner auf der Insel Kreta (etwa 200 v. Chr.) sehen wir nur den äußeren Glanz, die architektonische und künstlerische Leistung, die Blüte des Ingenieurwesens. Von dem Geist dieses Volkes wissen wir nichts, noch nichts.

Kreta ist der Schauplatz der alten griechischen Fabel vom Minotauros, jenem Ungetüm, halb Mensch, halb Stier, das in einem Labyrinth lebte, aus dem niemand herauszufinden vermochte, der einmal eindrang. Mit Hilfe der Königstochter Ariadne und des von ihr zugesteckten Wollfadens drang der Athener Theseus in das Gängegewirr vor und erschlug das Ungeheuer, das bis dahin alljährlich von seinem Heimatstaate sieben Jungfrauen und sieben Jünglinge als Tribut gefordert und erhalten hatte.

Die Sage hatte (wie fast alle Sagen) einen wahren Kern. Die Ausgrabungen des Sir Evans förderten in Knossos einen riesenhaften Palast — die Residenz des Königs Minos, Vaters der Ariadne — zutage, der labyrinthartige Anlagen aufweist. Ueberall finden sich Abbildungen des Stiers; Trinkgefäße sind da, die wie ein Stierkopf geformt sind; Fresken an den Mauern zeigen uns die Minoaner in einer dem Altertum sonst nicht eigentümlichen Sportart: „Stierringkampf" möchte man diesen Sport nennen. Der Abdruck eines Tonsiegels läßt auch einen Minotaur erkennen, also eines der oben beschriebenen Zwittergeschöpfe. Die vorgeschichtlichen Bewohner Kretas scheinen in der Stierverehrung Besonderes geleistet zu haben.

Natürlich finden sich Inschriften. Sie sind aber noch nicht entziffert, und so muß dieses uns unbekannte, auf hoher Kulturstufe stehende Volk durch seine Bauten und seine Kunst zu uns sprechen. Der von Evans freigelegte Palast des Königs Minos von Kreta hat einen großen Zentralhof, ein prachtvoll angelegtes Treppenhaus, Wandmalereien überall, eine Unmasse von Korridoren, Gängen und Zimmern und außerdem — moderne Abzugskanäle!

Etwa im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts v. Chr. zerstörte ein Erdbeben den Palast. Er ward wieder aufgebaut, womöglich noch herrlicher als zuvor. Die Kretenser ließen es sich nicht nehmen, ihr lebendiges Interesse an der Tier- und Pflanzenwelt ihrer Heimatinsel bildlich darzustellen. Eine der hübschen Fresken stellt ein blaues Aeffchen dar, das über Felsen klettert, auf denen blühende Papyrusstauden, Zwerglilien, Krokus und heiliger Efeu wachsen. Auf einem anderen Gemälde steigt zwischen Klatschrosen, Wicken und Schwertlilien hinter einem Steinblock ein blaugrüner Vogel mit roten Tupfen auf der Brust auf.

Die Kleidung der Minoaner läßt sich erraten aus der Figur des „Krugträgers" auf dem gleichnamigen Fresko. Der junge Mann mit dem silbernen Gefäß trägt einen großkarierten kurzen Rock (etwa wie die Schottenröckchen), dazu einen eng schließenden Gürtel und silberne Armspangen. Das Haar hängt ihm lose über den Rücken. Die Frauen scheinen sich dagegen mit langen, volantbesetzten Röcken, einem engen Schnürleib und stark ausgeschnittenem Mieder bekleidet zu haben.

Daß vorgeschichtliche Verbindungen zwischen Kreta und Aegypten bestanden, ist bekannt. Der kretensische Hafen für das Nildelta scheint Komo gewesen zu sein, denn dorthin führte eine sehr gut gepflasterte Straße. Ein Riesenviadukt zeugt von den Ingenieurfähigkeiten des verlorenen minoanischen Volkes. Rasthäuser (Karawansereien, wie man im Orient sagt) finden sich in Abständen an der Straße; am Kopfende des Ueberlandweges steht ein großes Gebäude mit vielen Räumlichkeiten. Man findet da einen Pavillon, Stallungen zu ebener Erde, ein Bad mit Steinfliesen für Fußwaschungen, einen Baderaum mit Tonbadewannen und eine unterirdische Kammer, in der eine Quelle entspringt. Man ist versucht, sich in dieser Kammer einen Jünger des Pfarrers Kneipp bei seinen Wasserkuren vorzustellen. Das Ganze ist zweifellos ein Hotel gewesen, und zudem ein sehr modern anmutendes Hotel. Abgesehen von anderen Annehmlichkeiten und einem hohen Komfort, weisen die Zimmer zementierte Böden auf, die leicht zu reinigen sind. Der Pavillon diente ohne Frage als Speisesaal für den wegmüden kretensischen Geschäftsmann und den Ankömmling aus Aegypten. In diesem Speisesaal befindet sich ein Wandfries, der einen heute noch als Leckerbissen geschätzten Vogel darstellt: das Rebhuhn. Und außerdem ist es absolut sicher, daß damals — vor 3500 Jahren — die Bäder dieser Gast- und Raststätten der Minoaner mit Heißwasserversorgung eingerichtet waren!

Leider wissen wir noch nichts von dem staatlichen Leben und der gesellschaftlichen Struktur auf der Insel des Sagenkönigs Minos, der Ariadne und des Zwitterfabelwesens, des Minotauros. K. W.



„Die Aerzte behaupten neuerdings, daß das Küssen unhygienisch wäre."

„Das weiß ich nicht. Ich bin noch nie . . ."

„Geküßt worden?"

„Nicht doch — danach krank geworden."